



# Dietmar Grieser

## Die guten Geister

*Sie dienten den Großen dieser Welt*  
*Köchin • Butler • Sekretär*

AMALTHEA

Dietmar Grieser

# **Die guten Geister**

Sie dienen den Großen dieser Welt  
Köchin, Butler, Sekretär

Amalthea

Besuchen Sie uns im Internet unter [amalthea.at](http://amalthea.at)

1. Auflage Juni 2008
2. Auflage August 2008
3. Auflage Dezember 2008

© 2008 by Amalthea Signum Verlag, Wien  
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Kurt Hamtil, verlagsbüro wien  
Umschlagmotiv: © Fine Art Photographic Library/Corbis;  
Charles Green (1896)

Bildredaktion: Corinna Prey

Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger  
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten

Gesetzt aus der 11/14 Punkt New Caledonia  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books GmbH  
Printed in the EU  
eISBN 978-3-903083-92-9

*Für Christine H.*

*»Er ehrte sie im hohen Palast  
gleich seiner edlen Gemahlin ...«*

AUS HOMERS LOBGESANG AUF EURYKLEIA,  
DIE MAGD DES ODYSSEUS

# Inhalt

Vorwort

Beethovens Bestien

*Ludwig van Beethoven und seine Bediensteten*

»Hauskorporal« Kathi

*Anton Bruckner und Kathi Kachelmaier*

Krieg in der Küche

*Johann Strauß und sein Personal*

Die Leibeigene

*Alma Mahler-Werfel und Ida Gebauer*

Die Kalorienkönigin

*Emmerich Kálmán und Maria Pervich*

»To Gustl with best wishes ...«

*Maria Jeritza und August Prossinger*

Die Stimme seines Herrn

*Herbert von Karajan und André Mattoni*

Zarahs Zofe  
*Zarah Leander und Brigitte Anhöck*

Kinderfrau ohne Kinder  
*Maria Cebotari und Hedwig Cattarius*

»Widerspenstig, zudringlich und grob ...«  
*Johann Wolfgang von Goethe und Charlotte Hoyer*

Höchstes Lob  
*Fjodor Dostojewski und Elise Schmidt*

Auf Augenhöhe  
*Gerhart Hauptmann und Erhart Kästner*

»Besuch« in der Cottagegasse  
*Felix Salten und Pepi Wlk*

»Fraudoktors« rechte Hand  
*Eugenie Schwarzwald und Marie Stiasny*

Renate, Anna, Leni  
*Alfred Polgar und das Personal*

»Nach dem Tee: Diktate an die Kahn«  
*Thomas Mann und Hilde Kahn*

Wir die Herren, sie die Knechte  
*Marie von Ebner-Eschenbach und ihre Bediensteten*

*»Liebstes Fräulein!«  
Egon Friedell und Hermine Schimann*

*Meine Frau, die Köchin  
Karl Valentin und Gisela Royes*

*»Von keinerlei Launen getrübe Güte ...«  
Bertolt Brecht und Marie Miller*

*Der geborene Diener  
Robert Walser als Lakai*

*Sechzig Zigaretten am Tag  
Lion Feuchtwanger und Hilde Waldo*

*Kästner & Co.  
Erich Kästner und Elfriede Mechnig*

*Ein Mädchen für alles, wirklich für alles  
Karl Marx und Helene Demuth*

*La Tedesca  
Papst Pius XII. und Schwester Pascalina Lehnert*

*Der gute Geist von Klein-Schönbrunn  
Elisabeth von Habsburg-Lothringen und Paul Mesli*

*Habsburgerin h.c.  
Kaiserin Zita und Gräfin Korff-Schmising-Kerssenbrock*

Der erste Mann im Buckingham Palast  
*Elizabeth II. und Sir Robert Fellowes*

Das Erbstück  
*Christina Onassis und Eleni Syros*

Ein überforderter Butler  
*Freddie Frinton und sein »Dinner for one«*

Nachwort

# Vorwort

Wäre Vicki Baum ohne den Vorfall mit dem angebrannten Milchreis keine Schriftstellerin geworden und schon gar nicht die Autorin solcher Weltbestseller wie »Menschen im Hotel« und »Vor Rehen wird gewarnt«? Ist tatsächlich Haushälterin Lisbeth an allem schuld?

Schauen wir uns die Sache aus der Nähe an. Kiel, Frühjahr 1917. Die neunundzwanzigjährige Hedwig Lert geborene Baum, genannt Vicki, hat sowohl ihre Geburtsstadt Wien wie ihren Erstberuf Harfenistin hinter sich gelassen und ist dem Dirigenten Richard Lert, den sie vor wenigen Monaten geheiratet hat, nach Norddeutschland gefolgt, wo sich der zwei Jahre Ältere auf den Posten des Kieler Operndirektors vorbereitet.

Im März 1917 kommt das erste Kind zur Welt. Nicht nur »Kriegsbaby« Wolfgang, sondern auch die junge Mutter leiden unter der allgemeinen Lebensmittelnot. Freunde tun sich zusammen, um Vicki wenigstens am Tag der Taufe mit deren Lieblingsgericht zu verwöhnen: Milchreis. Es grenzt an ein Wunder, daß es ihnen gelingt, sämtliche nötigen Zutaten aufzutreiben: Weder Reis noch Zimt sind zu dieser Zeit »normal« zu haben, auch Zucker und Butter sind knapp.

Lisbeth, die »Perle« des jungen Haushalts, wird mit der Zubereitung betraut. Doch Vickis Vorfreude schlägt in bittere Enttäuschung um, als sie den ersten Löffel zum Munde führt. Zwischen Tränen der Dankbarkeit und

ununterdrückbarem Ekel schwankend, ruft sie aus: »Der Milchreis ist ja angebrannt!«

Darauf Haushälterin Lisbeth, leicht verwundert: »Ja, ist denn Milchreis nicht *immer* angebrannt?«

In diesem Augenblick - so wird sich Vicki Baum Jahrzehnte später in ihrer Autobiographie erinnern - gehen wundersame Gedanken durch ihren Kopf: Gedanken, die nichts Geringeres als die Initialzündung für ihren künftigen Beruf auslösen. Dienstmädchen Lisbeths »Ist denn Milchreis nicht *immer* angebrannt?« öffnet der Neunundzwanzigjährigen die Augen für die Realitäten des Lebens, für den ewigen Widerstreit von Anspruch und Erfüllung, für die Kluft zwischen Schein und Sein. Sie schreibt: »*Die Reise, die verregnet ist, der berühmte Mann, der in Wahrheit enttäuschend langweilig ist, das Kleid, das einem nicht wirklich steht, die große Liebe, die so schäbig endet - diese Kette von komisch-tragischen Ereignissen, die unseren Erwartungen zuwiderlaufen*« - ist es nicht genau das, was unser Dasein ausmacht? Und vor allem: Liegen nicht hier die Stoffe, die ein Schriftsteller für seine Werke braucht?

Als Vicki Baum im darauffolgenden Jahr ihre literarische Tätigkeit aufnimmt und 1919 mit dem Roman »Frühe Schatten« debütiert, ist es genau dieses »Rezept«, dem sie bei der Zeichnung ihrer Charaktere, beim Entwurf der Handlungsstränge und bei der Schürzung der Konflikte folgt. Und auch, als sie längst Europa mit Amerika vertauscht hat und sowohl mit ihren Büchern wie mit ihren Filmen zum Weltstar avanciert ist, der sich jeden Luxus, also auch jede Menge Personal leisten kann, wird sie wieder und wieder dankbar jenes Kieler Dienstmädchens gedenken, das ihr vor Zeiten mit seiner schlichten »Kuchl-Philosophie« den Weg zur Schriftstellerei gewiesen hat: Ist denn Milchreis nicht *immer* angebrannt?

Schon als ich 1981 mein Buch »Musen leben länger« herausbrachte, in dem es um die Rolle der Frau an der Seite des Dichters ging, keimte in mir der Wunsch, eines Tages das Thema auch auf die *professionellen* Hilfskräfte auszuweiten, die den Künstlern (und nicht nur ihnen) bei ihrer Arbeit zur Seite stehen: die Sekretärinnen und Assistentinnen, die Diener und Gesellschafter und all die anderen, ohne deren treues Wirken so manche künstlerische Höchstleistung nicht zustande käme.

Über etliche dieser dienstbaren Geister sind im Lauf der Zeit eigene Bücher geschrieben worden - etwa über den Mozart-Adlatus Franz Xaver Süßmayr, über Rosa Luxemburgs »Alter ego« Mathilde Jacob oder über den »Hofstaat« des Dichters Hans Fallada (»Wir saßen alle an einem Tisch«).

Andere haben diese Bücher *selber* verfasst. Ich denke an die berührenden Memoiren von Céleste Albaret, der Haushälterin Marcel Prousts, an die »oral history« der Sigmund-Freud-»Perle« Paula Fichtl, an Jonny Mosers Jugenderinnerungen »Wallenbergs Laufbursche« oder an die spektakuläre Öffnung des »versiegelten Tagebuches« des Thomas-Bernhard-Faktotums Karl Ignaz Hennetmair.

Wieder andere, in jungen Jahren berühmten Künstlern als Sekretär dienend, haben sich später ihren eigenen Platz in der Literaturszene erkämpft: der Reiseschriftsteller Erhart Kästner, der für Gerhart Hauptmann, der Fernsehautor Wolfgang Fleischer, der für Heimito von Doderer, oder der Dichter Peter Rosei, der für den Maler Ernst Fuchs gearbeitet hat.

Für Thomas Mann, Lion Feuchtwanger und Erich Kästner sind ihre Schreibkräfte Hilde Kahn, Hilde Waldo und Elfriede Mechnig ebenso unentbehrlich wie für Anton Bruckner seine Haushälterin Kathi, für Johann Strauß seine Herrschaftsköchin Anna oder für Oskar Werner sein Leibchauffeur Erich Stangl. Goethe muß sich von seinem

langjährigen Diener Carl Wilhelm Stadelmann trennen, als dessen Trunksucht jedes weitere Zusammenwirken unmöglich macht. Beethovens Umgang mit seinem stetig wechselnden Personal ist ein einziges Fiasko, und Maurice Ravel klagt, daß ihm »die Prohaska«, seine tschechische Dienstmagd, auf seinem Landsitz bei Rambouillet die Bibliothek geplündert hat.

Ein eigenes Kapitel bilden die dienstbaren Geister jener Prominenten, bei denen sich Berufs- und Privatleben folgeschwer vermischen: Lenchen Demuth, die Karl Marx nicht nur den Haushalt führt, sondern von ihm auch ein Kind empfängt; Küchenmädels Gisela Royes, die Karl Valentins Ehefrau wird; Egon Friedells »Perle« Hermine Schimann, die Zug um Zug auch ihre gesamte Verwandtschaft »einschleust«; oder die Krankenschwester Ida Gebauer, die von Alma Mahlers Kinderfräulein zu deren Hausdame und engster Vertrauter aufsteigt. Der junge Alban Berg »vergreift« sich an der Küchenhilfe des elterlichen Sommersitzes am Ossiachersee: *Cupido domesticus* hat man jene Konstellation in den noblen Häusern von anno dazumal genannt, wo es zu den unausgesprochenen Dienstpflichten der Mägde gehört hat, den männlichen Familiennachwuchs in der Kunst der körperlichen Liebe zu unterweisen.

Bleiben wir noch einen Moment bei der Literatur: Homer hat mit der Figur der »Schaffnerin« Eurykleia, die den inkognito heimkehrenden Odysseus beim Fußwaschen wiedererkennt, dem Domestikenstand ein immerwährendes Denkmal gesetzt, und Wilhelm Busch verarbeitet die Erfahrungen mit seiner Frankfurter Kurzzeit-Köchin Marie Euler zu der Bildergeschichte von der »Frommen Helene«. Einen Sonderfall bildet der Schweizer Schriftsteller Robert Walser, dem es nie in den Sinn käme, sich von einem anderen Menschen bedienen zu lassen. Im Gegenteil: Er unterzieht sich in jungen Jahren einer eigenen Ausbildung

zum Butler und übt diesen Beruf tatsächlich eine Zeit lang aus.

Schon diese erste flüchtige Bestandsaufnahme zeigt: Das Beziehungsgeflecht zwischen Dienstgebern und Dienstnehmern ist – um ein weiteres Mal den oft zitierten Fontane-Topos zu strapazieren – »ein weites Feld«. Und wenn es schon ein so weites Feld ist, wollen wir es nicht bei den Künstlern und deren Helfern belassen, sondern unseren Blick auch den Bereichen Politik, Aristokratie und Kirche zuwenden: Wer war die Frau, die die heimatlos gewordene letzte österreichische Kaiserin durch alle Höhen und Tiefen ihres Lebens begleitet hat? Wieso hat sich die deutsche Ordensschwester Pascalina Lehnert mit ihrem »Regime« im Papsthaushalt Pius XII. so viele Feinde gemacht? Welche Rolle spielen die »private secretaries« am Hof der Königin von England?

Es ist ein scheinbar unauflöslicher Widerspruch: Gilt in unseren emanzipierten Zeiten das Dienen – und gar dessen unterwürfigdevote Spielart – als »out«, als verpönt, ja als menschenunwürdig, so leben wir andererseits, wie uns die Soziologen lehren, in einer wie nie zuvor hochentwickelten Dienstleistungsgesellschaft, von der beide Seiten, Anbieter wie Konsument, gleichermaßen profitieren. Das vorliegende Buch geht diesem scheinbaren Widerspruch an dreißig Beispielen nach, die aus den verschiedensten Bereichen und aus den verschiedensten Zeiten ausgewählt sind. Auch das ist, denke ich, ein Stück Kulturgeschichte.

# Beethovens Bestien

## *Ludwig van Beethoven und seine Bediensteten*

Wien ist für ihn das ideale Biotop. Die Musikstadt mit ihren kolossalen Möglichkeiten, die lebensfrohen Dörfer und lieblichen Landschaften rund um die Metropole, die Nähe der Gönner und Mäzene und die schützende Hand zuverlässiger Freunde, dazu die vorzügliche Küche und der bekömmliche Wein: Beethoven könnte, als er sich 1792 auf Dauer in Wien niederläßt, keine bessere Wahl treffen. Auch die beiden Adlaten, die ihm einen Teil seiner Arbeit abnehmen, sind für den notorisch Überlasteten ein Segen: Franz Oliva, der sich wie kein zweiter in Geschäfts- und Banksachen auskennt, führt ihm die Korrespondenz, verhandelt mit den Verlegern und bereitet die Konzerte vor. Sein Nachfolger Anton Schindler liest dem Meister überhaupt jeden Wunsch von den Augen ab, und beide, obwohl unbezahlt und oft genug unbedankt, nehmen ohne Murren Beethovens Launen in Kauf.

Nur mit den Hausleuten gibt es permanent Ärger. Ob Vermieter, Hausmeister oder Dienstboten - ihr Unverständnis, ihre Anmaßung oder einfach ihre Unzulänglichkeit machen dem Genie Ludwig van Beethoven das Leben schwer. Daß er in den fünfunddreißig Jahren, die er in und um Wien zubringt, an die vierzig Mal das Quartier wechselt, sagt alles.

Natürlich ist auch er selber nicht frei von Schuld, wenn er sich laufend mit seiner Umgebung überwirft: Beethovens Temperament duldet keine Kompromisse, die anhaltenden und mit den Jahren noch zunehmenden gesundheitlichen

Probleme erhöhen seine Reizbarkeit, Rückgang und Verlust der Hörkraft nähren sein Mißtrauen. Da er zeit seines Lebens niemals in den Ehestand tritt, also keine »femme ménagère« der »wahrhaft admirablen Confusion« seines Hauswesens Einhalt gebietet, kommt dem von ihm engagierten Personal umso größere Bedeutung zu.

Eigentlich sind die Ansprüche, die Beethoven an seine Bedienten stellt, bescheiden. In einem seiner vielen Briefe an Freund Nikolaus von Zmeskall listet er sie auf: Er erwartet eine »gute Empfehlung« und »ordentliches Betragen«, auch sollten sie »nicht mordlustig« sein, »damit ich meines Lebens sicher bin«. Verheiratete zieht er Unverheirateten vor: Von ersteren ist – wenn schon nicht mehr Ehrlichkeit – so zumindest »mehr Ordnung« zu erwarten. Angesichts der »gänzlichen moralischen Verderbtheit des österreichischen Staates« hat Beethoven allerdings Zweifel, ob es leicht sein werde, solch eine »rechtschaffene Person« zu finden.

Dabei verlangt er gar nicht übermäßig viel von ihr. Das Küchenmädchen, das er sucht, soll ihm seine Leibspeisen zubereiten – und zwar so, »daß man gut verdaue«. Da spielt der an chronischen Magen- und Darmbeschwerden Leidende auf »die fortdauernde Schlechtigkeit der Lebensmittel« an, die ihn krank mache. An sonstigen Diensten erhofft er sich von ihr lediglich, daß sie auch »für das Flicker der Hemden brauchbar« sei.

Im September 1813 ist es wieder einmal so weit, daß Beethoven nach einem neuen Domestiken Ausschau hält, Freund Zmeskall soll ihm dabei helfen. Er schreibt ihm aus dem Badener Sommerquartier: »Sollte Ihr Bedienter brav sein und einen Braven für mich wissen, so würden Sie mir eine große Gefälligkeit erweisen, durch den Ihrigen Braven auch mir einen Braven verschaffen zu lassen. Bis Ende dieses Monats geht meine jetzige Bestie von Baden fort,

*der Bediente könnte also mit Anfang des künftigen Monats eintreten.«*

»*Bestie*«, »*Vieh*« und »*schlechter Mensch*« – das ist der Ton, in dem sich Beethoven über sein stetig wechselndes Personal äußert. »*Unausstehlich*« findet er sie, »*ungebildet, viehisch, ja noch unter dem Vieh*«. Einem von ihnen hat er »*einen Tritt vor den Hintern gegeben und ihn zum Teufel geschickt*«. Haushälterin Nanni und Küchenmädels Baberl nennt er »*stumpfsinnig*«, Nachfolgerin Pepi eine »*Verräterin*«, die gegen ihn konspirierte, und einem der männlichen Bedienten wirft er vor, »*mit falschen Schlüsseln*« in andere Leute Gemächer einzudringen. Am liebsten käme er ganz ohne fremde Hilfe aus: »*... ist es mir hart, in den Zustand geraten zu sein, so mancherlei Menschen brauchen zu müssen.*«

Je älter Beethoven wird, desto mehr verdrießen ihn die Auseinandersetzungen mit seinen Bediensteten. In über sechzig Briefen schüttet er einer seiner engsten Vertrauten, Nanette von Streicher, sein Herz aus. Die ein Jahr Ältere, Gattin des Klavierbauers Johann Andreas Streicher, steht ihm mit engelhafter Geduld zur Seite, um Beethovens häusliche Probleme zu lösen, und ihr nicht minder menschenfreundlicher Mann läßt es still geschehen, daß sie dafür so manche kostbare Stunde opfert. Beethoven dankt es ihr, indem er sie als seine »*Oberhofmeisterin*« preist. Nicht nur, daß er sie bei plötzlich entstehenden Vakanzen als Vermittlerin einspannt, überträgt er ihr auch die Kontrolle der Haushaltsrechnungen, und als er schließlich im Umgang mit dem Personal gar nicht mehr aus und ein weiß, schickt er ihr einen umfangreichen Fragenkatalog, den sie auf der Rückseite des Blattes Punkt für Punkt beantworten möge:

»*Was gibt man Dienstleuten mittags und abends zu essen – sowohl an der Qualität als Quantität?*

*Wie oft gibt man ihnen Braten?*

*Geschieht dies mittags und abends zugleich?*

*Das, was den Dienstleuten bestimmt ist – haben sie dieses gemein mit den Speisen des Herrn, oder machen sie sich solche besonders, das heißt, machen sie sich hierzu andere Speisen, als der Herr hat?*

*Wie viel Brotgeld die Haushälterin und Dienstmagd täglich? Wie wird es gehalten beim Waschen? Bekommen die Haushälterin und Dienstmagd mehr?*

*Wie mit Wein und Bier? Gibt man ihnen solches und wann? Frühstück?»*

Frau von Streicher, die Sanftmut in Person, unternimmt alles, die häuslichen Verhältnisse ihres Schützlings zu verbessern. Seine Klagen reißen dennoch nicht ab. Als ein neues Küchenmädchel ins Haus kommt, das beim Holztragen »ein schiefes Gesicht macht«, holt Beethoven zu einem gewagten Vergleich aus: »Ich hoffe, sie wird sich erinnern, daß auch unser Erlöser sein Kreuz auf Golgatha geschleppt hat.« Mit Milde, so folgert er aus ihrem Verhalten, sei da leider nichts auszurichten: »Nicht durch Liebe, sondern durch Furcht müssen diese Leute gehandhabt werden.« Und wie stellt man das an? Etwa, indem er dem Küchenmädchel, das ihm auf seine Vorhaltungen »keck und frech« erwidert, damit droht, sie »auf der Stelle aus dem Haus zu jagen«.

Auch Gewaltanwendung ist für Beethoven ein probates Mittel, die Aufmüpfige in ihre Schranken zu weisen: »Die Fräulein N. ist ganz umgewandelt, seit ich ihr das halb Dutzend Bücher an den Kopf geworfen.« Beim nächsten Übergriff ist es gar ein schwerer Sessel, den er ihr »auf den Leib« wirft, und er bereut es keinen Augenblick: »Dafür hatte ich den ganzen Tag Ruhe.«

Wenig hält Beethoven davon, daß Frau von Streicher selber ins Geschehen eingreift: »Sprechen Sie nicht viel mit ihnen«, beschwört er die gute Seele in einem seiner Briefe,

*»denn es wird dadurch doch nicht besser, macht sie nur noch erboster auf mich.«*

Leider hat sich keiner der Gegenbriefe erhalten, und so wissen wir nicht, ob Nanette von Streicher zu all den Anschuldigungen Ja und Amen sagt oder vielleicht doch im einen oder anderen Fall Beethovens Domestiken in Schutz nimmt. Denn eines ist offensichtlich: Das Mißtrauen ihres Schützlings nimmt mehr und mehr pathologische Züge an. Wie kann Beethoven einen seitenlangen Brief an Nanette nur darauf verwenden, ihr den (seinem Diener in die Schuhe geschobenen) Verlust eines einzelnen Strumpfes anzuzeigen und eine solche Bagatelle zum Kriminalfall aufzubauschen?

Überhaupt ist Großzügigkeit seine Sache nicht: Als es wieder einmal um die Anstellung einer neuen Haushälterin geht, bittet Beethoven die als Vermittlerin eingeschaltete Frau von Streicher, zu klären, ob die Betreffende über eigenes Mobiliar verfüge, Bett, Matratze, Kommodekasten. *»Wegen der Wäsche sprechen Sie auch mit ihr, damit wir über alles gewiß sind.«*

Regelmäßig legt er seiner Beschützerin das »Küchenbuch« zur Überprüfung vor. Um alle Zweifel an der Ehrlichkeit der Haushälterin auszuräumen, möge Nanette von Zeit zu Zeit an Ort und Stelle Stichproben machen: *»Sie müssen manchmal beim Essen als ein richtender Engel unverhofft erscheinen, um in Augenschein zu nehmen, was wir haben.«*

Besonders gereizt reagiert Beethoven auf den »Verrat«, dessen er jene zwei Domestiken verdächtigt, die sich zur Zeit seiner Vormundschaft für den Neffen Karl mit dessen Mutter Johanna verbünden. Entgegen seinem Willen, die verhaßte Schwägerin von seinem Schützling fernzuhalten, erdreisten sich die beiden Bedienten, die Verbindung zwischen Mutter und Sohn wiederherzustellen, und lassen sich dafür mit Kaffee und Zucker bestechen. Die

Angelegenheit regt Beethoven dermaßen auf, daß er darüber krank und folglich auch in seinem künstlerischen Schaffen zurückgeworfen wird.

Seit 1819 ist Beethoven vollständig taub, und das bedeutet: Er lebt in der ständigen Furcht, seine Mitmenschen könnten die zunehmenden Verständigungsschwierigkeiten zu ihrem Vorteil ausnützen und ihn betrügen. Fanny Giannatasio, eine der beiden Töchter des Privatlehrers seines Neffen, berichtet von einem gemeinsamen Gasthausbesuch in Baden, in dessen Verlauf sich Beethoven und der diensthabende Kellner in die Haare geraten, weil man sich beim Abrechnen nicht über die Zahl der verzehrten Semmeln einigen kann ...

Es hat also nicht nur Beethoven seine Probleme mit den Bedienten, sondern auch diese mit ihm. Wie soll man einen Haushalt in Ordnung bringen, wenn der Dienstgeber ein solch chaotisches Durcheinander anrichtet und trotzdem jeder Gegenstand an seinem Platz bleiben muß? Näheres über dieses »Allegro di confusione«, wie er es selber spöttisch nennt, erfahren wir aus der Schilderung eines Freundes, der Beethoven in dessen Wohnung einen Besuch abgestattet hat.

Er schreibt: *»Bücher und Musicalien in alle Ecken zerstreut. Dort das Restchen eines kalten Imbisses, hier versiegelte oder halb geleerte Bouteillen, dort auf dem Stehpult die flüchtige Skizze eines neuen Quatuors, hier die Rudera eines Déjeuners, dort auf dem Piano auf bekritzelten Blättern das Material zu einer noch als Embryo schlummernden Symphonie, hier eine auf Erlösung harrende Korrektur, freundschaftliche und Geschäftsbriefe den Boden bedeckend, zwischen den Fenstern ein respektable Leib Straccino, ad latus erkleckliche Trümmer einer Veroneser Salami ...«*

## »Hauskorporal« Kathi

*Anton Bruckner und Kathi Kachelmaier*

Ach, es ist schon zu verstehen, warum die zwei manchmal so schroff aneinandergeraten – der Bruckner und seine Kathi. Sollte die aus ärmlichen Verhältnissen stammende resolute Person wirklich jede Schrulle des Meisters widerspruchslos schlucken? Gut – gegen ein gewisses Quantum Frömmigkeit und Sittenstrenge hat auch sie nichts einzuwenden. Aber was ihr Dienstgeber da an Keuschheitswahn und Dämonisierung der Frau aufführt – das geht denn doch zu weit! Und sie, die Haushälterin Kathi Kachelmaier, ist es, die das Ganze auch noch organisieren muß, die also beispielsweise an Bruckners Beichttagen keinerlei Damenbesuch zu ihm vorlassen darf. Und läßt es sich einmal doch nicht gänzlich vermeiden, so hat sie zumindest dafür zu sorgen, daß auf dem Klavier der weiße Wollhandschuh bereitliegt, den er überstreift, falls er in die mißliche Lage gerät, vor dem Empfang der heiligen Kommunion einem weiblichen Wesen die Hand reichen zu müssen. Dabei hat ihm sein Beichtvater doch längst den Wahn ausgeredet, daß daran etwas Sündiges sein könnte! Sie hat's also nicht immer leicht mit ihrem Dienstgeber, die Kathi Kachelmaier aus Wien. Gezählte sechsundzwanzig Jahre steht sie Anton Bruckner zur Seite – buchstäblich bis zu seinem letzten Atemzug. Anfang Jänner 1870 übernimmt die Vierundzwanzigjährige den Job von Bruckners Lieblingsschwester Anna, die bis dahin für den schrullenreichen Single gesorgt hat. Schon in Linz hat die »Nanni« ihm die Wirtschaft geführt, und als der

Vierundvierzigjährige am 1. Oktober 1868 seinen Posten als Professor für Harmonielehre, Kontrapunkt und Orgelspiel am Wiener Konservatorium antritt, zieht sie mit ihm in die Reichshaupt- und Residenzstadt und lebt mit ihm unter einem Dach: in einer Zwei-Zimmer-Küche-Wohnung im zweiten Stock des Hauses Währingerstraße 41. Daß Anna vor der Zeit stirbt, trifft ihn schwer. Seinem Gönner, Domdechant Schiedermayr, klagt er sein Leid und schreibt ihm nach Linz: *»Ich mache mir die größten Vorwürfe, daß ich sie alle Hausarbeit verrichten ließ. Hätte ich das geahnt, hätte ich die Unvergeßliche um keinen Preis der Welt mit mir nach Wien ziehen lassen, ja ich selbst wäre eher in Linz geblieben. O, könnte ich jetzt einige Zeit weg von Wien! Alles ist mir durch diese traurige Heimsuchung verleidet worden!«* Sein Brief schließt mit der Bitte, der Hochwürdige Herr möge ihm die Gnade erweisen, beim Heiligsten Meßopfer dieser seiner schmerzlichen Gefühle zu gedenken.

Auf dem Währinger Friedhof läßt Bruckner die geliebte Schwester bestatten. Da ihrem überraschend frühen Tod längeres Kranksein voranging, sind hohe Kosten aufgelaufen, die Bruckner nicht aus den laufenden Einkünften decken kann. Er wendet sich daher mit einer Bittschrift ans k.k. Unterrichtsministerium und sucht – unter Hinweis auf *»den Versuch einer neuen Symphonie«*, die er soeben abgeschlossen habe – um ein Künstlerstipendium an. Es dauert etliche Monate, bis die vierhundert Gulden bewilligt werden. Die sieben Gulden Monatslohn, die er für Annas Nachfolgerin aufzubringen hat, muß er also zunächst von seinen kargen Ersparnissen abzweigen.

Diese Nachfolgerin wird ihm von seinen Hausleuten empfohlen, die sich ihrer bereits als *»Zuspringerin«*, also einer Art Aushilfe, bedient haben. Sie heißt Katharina Kachelmaier, kommt aus einer Wiener Arbeiterfamilie, ist

von einfachem Wesen, jedoch nicht – wie häufig behauptet – eine Analphabetin. Auch macht sie ihren Mangel an höherer Bildung mit Urteilskraft und gesundem Menschenverstand wett, mit Humor und Schlagfertigkeit – und vor allem mit einem Übermaß an Fürsorglichkeit, deren der in den Dingen des praktischen Lebens ebenso unerfahrene wie ungeschickte Bruckner dringend bedarf. Da sie ein strenges Regiment führt, gibt er ihr den Scherznamen »Hauskorporal«, und wenn es zwischen den beiden zu Unstimmigkeiten kommt, bringt Bruckner seine Kathi zum Schweigen, indem er sie darauf aufmerksam macht, sie werde durch ihn zu einer »historischen Persönlichkeit« werden. Trotz aller Selbstzweifel ist der vom oberösterreichischen Dorfschulmeisterssohn zum begabten Sängerknaben, begnadeten Organisten, hochgeschätzten Lehrer und genialen Komponisten mehrerer Messen und Symphonien Avancierte sich seines Ranges wohl bewußt.

Solange Bruckner gesund ist, halten sich Kathis Pflichten in Grenzen. Sie teilt nicht mit ihrem Dienstgeber die Wohnung, sondern kommt nur zu bestimmten Stunden in die Währingerstraße 41, um aufzuräumen und vor allem das Frühstück zuzubereiten. Ins Zimmer darf sie erst, wenn Bruckner fertig angekleidet ist: Es wäre mit seiner angeborenen Schamhaftigkeit unvereinbar, einem weiblichen Wesen im Schlafrock gegenüberzutreten. Nur, wenn er das Frühstück einnimmt, darf Kathi neben ihm stehen und ihm die Neuigkeiten des Tages erzählen. Zieht er sich anschließend zum Komponieren zurück, unterliegt auch sie strengstem Zutrittsverbot. Steht, um des ungestörten Durcharbeitens willen, kein mittäglicher Gasthausbesuch auf dem Programm, deponiert Kathi das von ihr vorbereitete Essen auf dem Küchentisch. Gegen 19 Uhr kehrt sie wieder und kredenzt Bruckner die obligate Nudel- oder Schokoladensuppe; das eigentliche Nacht Mahl

nimmt er zu später Stunde in einem der von ihm bevorzugten Wirtshäuser ein, begleitet von bis zu zehn Seideln Bier. Nur an den Freitagen meidet er das Gasthaus: Kathi sorgt dafür, daß er die Fastenvorschriften einhält und ausschließlich Fleischloses auf den Tisch kommt. An normalen Tagen sind Geselchtes mit Grießknödeln und Kraut, Schweinsbraten, Kalbsbrust und Gulasch seine Leibspeisen; zum Dessert wünscht er sich »Apfelschlangerln«, Milchnudeln oder Zwetschkenknödel.

Als in späteren Jahren einmal Kollege Hugo Wolf zu Besuch kommt und angesichts der üppigen Tafel Bruckner zu dessen »Appetit« gratuliert, unterbricht dieser wutentbrannt das Essen, fordert Kathi zu unverzüglichem Abservieren auf und raunt ihr zu: »*So a Unverschämtheit! Den Flegel lassen S' ma nimmer eina!*« Ungebetene Besucher werden von der Haushälterin überhaupt abgewiesen. Bezüglich der einschlägigen Fachausdrücke total überfordert, sagt sie zur Begründung: »*Der Herr Doktor darf nicht gestört werden, er ist am Kombinieren!*« Hat er wieder einmal – was sie an den abgebrannten Kerzen erkennt – die Nacht hindurch »kombiniert«, stellt sie ihn anderntags zur Rede und fordert ihn auf, auf seine angegriffene Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Bruckners Antwort: »*Was verstehn denn Sie davon? Komponieren muß man, wenn einem was einfallt!*«

Da Bruckner sehr wohl weiß, welche Stütze er an seiner Kathi hat, bereut er die Grobheit, mit der er sie bisweilen zurechtweist. Als er einmal beim Schlafengehen eine Nadel in seinem Nachthemd findet, die sie beim Flickern übersehen hat, verdächtigt er die Ärmste eines Mordanschlags und droht ihr, sie aus dem Fenster zu werfen. Die Folge: Kathi stürzt wutentbrannt aus dem Haus, Bruckner läuft ihr nach, holt sie aus ihrer Wohnung zurück, bittet sie um Verzeihung und wechselt vom sonst üblichen »Sie« zum vertrauten »Du«. Ja, sie sind schon ein

wunderliches Gespann, diese zwei: der choleriche Künstler, der seine hantige »Perle«, wenn sie wieder einmal ausrastet, mild zu stimmen versucht, indem er sich ans Klavier setzt und ihr einen gemütvollen »Landler« vorspielt

...

In den spärlichen Briefbotschaften, die sich von den beiden erhalten haben, geht man miteinander sachlich, formell und vor allem knapp um: Ersucht Bruckner die »*verehrte Frau Kathi*«, sie möge ihm »*Schnupftabak und Cigarren*« nach Steyr schicken, so hängt er seiner Bitte lediglich ein kurzes »*Leben Sie wohl!*« an, und wünscht Kathi dem »*hochwohlgeborn Herrn Docktor*« zum »*wehrten Geburtstagsfest*«, daß ihn »*Gott noch recht lange Jahre erhalten möge*«, so beschließt sie ihre Zeilen »*mit Handkuß von Kathi*«. Ausführlicher äußert sie sich nur, als Bruckner schon schwer krank ist und dringend medizinischen Beistand braucht. Sie schreibt in ihrem rührend unbeholfenen Deutsch an einen der behandelnden Ärzte: »*Euer Wohlgeboren! Das Befinden von Hr. Docktor steht es nicht am besten. Er ist zeitweise ganz verloren, und mit den Apetit ist es auch sehr wenig. Ich bitte Hr. Docktor, wen es Ihre Zeit erlaubt, den Hr. Docktor zu besuchen. Achtungsvoll, Kathi.*«

Drei Wiener Adressen sind es, an denen Katharina Kachelmaier ihrem Dienstgeber den Haushalt besorgt: die schon erwähnte Währingerstraße 41, zwischen 1877 und 1895 die etwas größere Wohnung im dritten Stock des Hauses Heßgasse 7 und schließlich - in Bruckners letztem Lebensjahr - das ebenerdige »Kustodenstöckl« im Belvedere, das Kaiser Franz Joseph dem unter schwerer Atemnot Leidenden zur Verfügung gestellt hat.

Da wie dort kommt Bruckner mit einem Minimum an Mobiliar aus: Der einzige »Luxus«, den er sich gönnt (und den er auch so nennt), ist das englische Messingbett mit der hochmodernen Federung, das ihm seine Studenten zum

Geschenk gemacht haben. Auf Empfehlung eines offensichtlich mit Farbpsychologie vertrauten Kurarztes werden die Wände des Arbeitszimmers blau gestrichen: Es soll nervösen, reizbaren Menschen Beruhigung verschaffen. An Musikinstrumenten sind ein alter Bösendorfer und ein Harmonium mit Orgelpedal vorhanden, die Badewanne steht im Vorzimmer. Fürs Notenschreiben genügen ihm ein einfacher Tisch mit Lederfauteuil, ein Schubladkasten und zwei mit hohen Wachskerzen bestückte Leuchter.

Ein eigenes Kapitel bildet Bruckners Kleiderkasten, in dem seine sackförmigen, knöchelkurzen Drillichhosen und seine der Bequemlichkeit halber ungestärkten Hemden verstaut sind. Einen wunderlichen Kult betreibt er mit seinen berühmt weiten Röcken, die alle einen bestimmten Namen tragen. Kathi braucht also ein gutes Gedächtnis, um den »Blauen«, den »Weichen«, den »Zottel« und den »G'schnürkten« auseinanderzuhalten. Was Kopfbedeckungen betrifft, kann er zwischen dem gewöhnlichen Schlapphut, dem Sonntagshut und dem »Cylinder« wählen. Schuhe kauft er in solchen Mengen, daß seine »Perle« immer wieder einschreiten und manche der Bestellungen rückgängig machen muß. Die übergroßen und stets knallbunten Taschentücher dienen ihm bei starkem Transpirieren als Schweißfänger und bei Gastbesuchen, zu denen er mit Kuchenspenden aus Kathis Backstube anrückt, als Transportmittel.

Ist die Haushälterin nicht zugegen, verfolgt ihn seit den Tagen des Ringtheaterbrandes eine ständige Angst vor häuslichen Katastrophen: Verläßt Bruckner die Wohnung, werden doppelt und dreifach die Sicherheitsschlösser an der vergitterten Glastür überprüft, und mehr als einmal kehrt er auf halber Strecke wieder um - aus Sorge, es könnte eine der Kerzen nicht gelöscht, das Herdfeuer nicht verglimmt oder der Wasserhahn nicht abgedreht sein.